

ISOLANI

Nein, nicht italienische Inselbewohner sind es, die bei jenem liturgischen Phänomen Pate stehen, das zu entdecken ich das Mißvergnügen hatte, sondern jene isolierten Bauern, die beim Schach mehr Ärger machen als Nutzen bringen. Um Elemente der Liturgie geht es, die eine große Geschichte hatten, dann aber unter deren Räder geraten sind und, unverständlich und nichtssagend, irgendwo in der Liturgie liegengeblieben sind. Was immer sie einstmals zu sagen wußten – heute ist ihre Botschaft: «Was soll denn das?»

Einstmals fastete die Christenheit am Mittwoch, dem Tag des Verrats, und am Freitag, dem Tag des Leidens Christi. Später wurde das wöchentliche Fasten für die Menschen außerhalb der Klöster ermäßigt auf die freitägliche Fleischabstinenz – da der Freitag von diesen beiden Fasttagen das klarere Profil hat, war das eine vertretbare Entwicklung.

Und heute?

Ein «Freitagsopfer», unter dem man sich alles oder nichts vorstellen kann, weshalb die meisten Katholiken sich für «nichts» entscheiden.

Seit dem IV. Jahrhundert bereitete sie sich zudem durch vierzigtägliches Fasten, verbunden mit Fleischabstinenz, auf die Osterfeier vor. Im römischen Ritus begann man diese vierzig Tage am Aschermittwoch.

Und heute?

Fasten und Abstinenz sind nur noch für Aschermittwoch und Karfreitag angeordnet. Karfreitag – das ist klar; aber Aschermittwoch? – isoliert ist das Fasten an diesem Tag bedeutungslos, zumal die alte Bedeutung des Mittwoch vergessen ist.

Nüchternheit von Mitternacht an vor der Kommunion war in allen Riten der Christenheit bis zur Mitte des XX. Jahrhunderts für die morgendliche oder fastentägliche Messe selbstverständlich. Für besondere Fälle – bei uns war das die Messe der Weihnachtsnacht – blieb man zumindest einige Stunden vor der Messe nüchtern. Selbstverständlich galt das nicht – sowenig wie alle Fastenregeln –, wenn die Gesundheit es nicht erlaubte.

Und heute?

Bereits Papst Pius XII. schränkte die Nüchternheitsverpflichtung empfindlich ein. Er empfahl jedoch sehr, bei der alten Praxis zu bleiben. Aber schnellstens nahm man nur noch die Beschränkung zur Kenntnis, nicht mehr die Empfehlung.

Paul VI. aber beschränkte wenig später die Verpflichtung auf eine Stunde vor der Kommunion. Angesichts des Kirchwegs und der Dauer der Meßfeier bis zur Kommunion sind von dieser Verpflichtung fast nur noch Cafébesuche während der Predigt betroffen.

Seit dem Mittelalter ging dem sonntäglichen Hochamt eine Weihwasserprozession voraus. Im Laufe der Jahrhunderte immer mehr verkürzt, ging sie schließlich nur noch durch den Mittelgang der Kirche. Aber auch in dieser so sehr reduzierten Form blieb sie – gleichsam als Konzentrat – eine eindrucksvolle Vorbereitung auf die Meßfeier.

Und heute?

Schon in der Mitte des XX. Jahrhunderts wurde sie selten. Etwas verschoben gibt es sie nach wie vor – aber «kann» sagt das Meßbuch nur. In den meisten Kirchen

scheint sie vergessen. Doch auch da, wo sie gelegentlich noch auftaucht, ist sie aus Mangel an Zusammenhang unverständlich geworden.

«Lob sei Dir, Herr, König der ewigen Herrlichkeit» wird an den Tagen der Fastenzeit (traditionell von Septuagesima an) in allen Gebetsstunden nach dem einleitenden «Ehre sei dem Vater ...» anstelle des Alleluja gesungen. Es ist hier notwendig, um – formal wie musikalisch – die einleitenden Verse abzuschließen.

Und heute?

Im G'lob ist es an dieser Stelle mitsamt des Alleluja verschwunden; dafür taucht es in diesem Buch vor dem Evangelium auf, für die Fastenzeit (im Unterschied zur Passionszeit) angeordnet durch eine wahrhaft kryptische Formulierung (355,3). Eine Funktion hat es hier nicht – der schlichte Schriftvers des Meßbuchs entspricht der Fastenzeit viel mehr.

Im altgallischen Pontifikalamt folgte dem Friedensgruß ein opulent ausgestalteter Segen des Bischofs. Nachdem der römische Ritus den altgallischen ersetzt hatte, wurde dessen Ausstattung in einigen Diözesen alter gallischer Tradition übernommen für den Schlußsegens der Messe.

Und heute?

Plötzlich taucht dieser Segen vielerorts im Munde einfacher Priester auf – nicht regelmäßig, aber keineswegs selten. Viele Zelebranten erheben dazu die Arme zu einer Art beidhändigem Deutschen Gruß. Die Verbindung von pontifikalischer und altgallischer Üppigkeit mit solch sonderbarer Segensgeste (die Liturgiesprache unseres Ritus kennt so etwas nicht; es ist aber auch nicht die Geste des aharonitischen Segens mit den gespreizten Fingern) beim priesterlichen Segen wirkt manieristisch.

Seit alters her folgt an den Werktagen der Fastenzeit auf das Schlußgebet der Messe die Oratio super populum –

«Beugt eure Häupter nieder vor Gott». Das gilt nach wie vor. Heute allerdings gerät mancherorten ihre Form aus den Fugen, so daß der Charakter dieses Gebets als besonderer Segen für Fastentage unklar wird. Zum Verwirrspiel gerät es, wenn die Formen von altgallischen Pontifikalsegen und Oratio super populum sich vermischen.

Im Officium capituli, das sich der Prim anschließt, liest jeder Konvent und möglichst auch jeder Priester den Abschnitt des Martyrologium vom folgenden Tag – vom folgenden Tag, damit er rechtzeitig, vor der Ersten Vesper, über die Heiligen des Tages unterrichtet ist.

Und heute?

Eigentlich hat sich nichts daran geändert – außer daß die Prim zu Schaden gekommen ist.

Plötzlich aber begann man vor einigen Jahren, in der weihnachtlichen Mitternachtsmesse das «Martyrologium» zu lesen – freilich nicht den Abschnitt des folgenden Tages, sondern den vom Tage selbst; und den nicht ganz, sondern nur die Eloge von der Geburt des Herrn. Eine Lesung, die unvollständig, die zu dieser Zeit ohne Funktion und völlig ungebräuchlich ist, verwirrt den Unkundigen, verstimmt den, der weiß, was das Martyrologium ist.

Was mag das Motiv dieser sonderbaren Lesung sein? Wahrscheinlich wollte man der Weihnacht ein Pendant zum Praeconium paschale der Osternacht schaffen. Aber ein Elogium Martyriologii ist kein Praeconium; es widerspricht allem liturgischem Stil, verschiedenartige Elemente auszutauschen. Will man der weihnachtlichen Messe mehr Glanz verleihen, so repristinieren man eine Nokturn der altrömischen Ersten Vigil mit weihnachtlichen Jesaja-Lesungen.

Im Mittelalter wurde der Altarraum in der Fastenzeit mit einem Vorhang verhängt, der nur nach genauen Regeln – sonntags, zu Gottesdiensten – geöffnet wurde. Dieser Vor-

hang, im deutschsprachigen Raum auch «Hungertuch» genannt, mochte mit Bildern ausgestattet sein. Andererseits wurden in der Fastenzeit alle Bilder in der Kirche verhüllt. In der Neuzeit blieb davon – gleichsam als Konzentrat – die Verhüllung der Kreuze in der Passionszeit.

Und heute?

«Hungertücher» hängen in der Fastenzeit untätig in den Kirchen herum; ihre Bedeutung beschränkt sich auf ihre Bebilderung – jene Bebilderung, die beim mittelalterlichen Vorhang nur akzidentiell war, eigentlich der Prägung der Zeit widerstrebte.

Was tun?

An Fasten, Abstinenz und eucharistischer Nüchternheit kann jeder Christ das Maß finden, in dem er gutem altchristlichem und mittelalterlichem Brauch wieder Leben zu geben vermag. Jede Pfarrei, jeder Konvent kann durch regelmäßige, formgerechte Anwendung die sonntägliche Weihwasserprozession und die Oratio super populum lebendig erhalten. «Hungertücher» kann man immerhin als Schmuck für trostlose Gemeindezentren nutzen. Beim «Lob sei Dir ...» vor dem Evangelium, beim altgallischen Pontifikalsegen (sofern man nicht Bischof einer Diözese alter gallischer Tradition ist) und bei der miternächtlich-weihnächtlichen Martyriologium-Lesung fordert der liturgische Stil Totalabstinenz.